Laudatio auf den Preisträger Günter de Bruyn,
gehalten von Prof. Dr. Christoph Kleßmann

In einem noblen Plädoyer für Fairness und Differenzierung gegenüber DDR-Intellektuellen hat Günter de Bruyn, den wir heute mit dem Hoffmann-von-Fallersleben-Preis für zeitkritische Literatur ehren, in der Wochenzeitung Die ZEIT geschrieben: „Das Gespräch zwischen Ost und West, das mit einem Missklang begann, muss fortgesetzt werden, damit die abgerissene Mauer nicht in den Köpfen noch fortbesteht. Es wird schwierig werden, weil unterschiedliche Lebenserfahrungen und Denkgewohnheiten das Verständnis erschweren..."

Das war im September 1990. Ob heute immer noch Mauerreste in den Köpfen existieren und wie viele es sind, darüber lässt sich streiten. Aber die sehr unterschiedlichen Lebenserfahrungen in beiden Teilen Deutschlands zu akzeptieren und ernst zu nehmen, ist noch keineswegs zur Selbstverständlichkeit geworden. Mir scheint, das Werk von Günter de Bruyn kann dazu einen wichtigen Beitrag leisten. Das entspricht auch der Intention, die mit der Preisverleihung verbunden wird: ein literarisches, historisches oder publizistisches Werk zu würdigen, das im Sinne Hoffmanns von Fallersleben eigenständiges Denken beweist und andere dazu ermutigt.

Hoffmann von Fallersleben hatte zwar kaum mit Ost-West-Problemen gegenwärtigen Zuschnitts zu tun, aber bekanntlich viel mit der deutschen Nation und ihren unmöglichen Grenzen. Dass dieses Problem und damit auch sein „Deutschlandlied" im 19. Jahrhundert im Vormärz einen anderen Klang hatten als heutzutage, muss hier nicht weiter erörtert werden, und der Preisträger wird darauf sicher noch eingehen. Aber beide waren und sind von aufklärerischen Überzeugungen bestimmt, kämpften gegen bürokratische Arroganz und politischen Stumpfsinn und wurden mit Zensurbehörden konfrontiert – ein zweifellos verbindendes Element.

Der Preis soll in undogmatischem Wechsel an Autoren belletristischer oder politisch-historischer Werke vergeben werden. Die Jury hat sich schnell auf Günter de Bruyn einigen können und mir die ehrenvolle Aufgabe der laudatio übertragen. Aber in welcher Sparte soll ich ihn einordnen? Wo soll ich als Neu-Ossi, wohnhaft in einem nach Potsdam eingemeindeten Dorf unmittelbar an der früheren barbarischen deutsch-deutschen Grenze, ansetzen? Eher beim Belletristischen, beim Historischen oder Aktuell-Publizistischen? Die Frage ist nicht trivial, denn de Bruyn hat vor und nach 1989 in Ost und West auf allen diesen Feldern viel Aufmerksamkeit gefunden. Er war und ist Romanschriftsteller, aber ebenso Historiker einer besonderen Art. Er ist Chronist einer wahrhaft aufregenden Zeit, deren Ende von „Jubelschreien und Trauergesängen" geprägt wurde und er hat sie mit ebenso treffenden wie abwägenden Kommentaren begleitet. Ich muss also versuchen, Belletristik und Zeitgeschichte angemessen zu verbinden.

Als Zeithistoriker, der sich seit mehreren Jahrzehnten auch mit der DDR-Geschichte beschäftigt hat, sind mir die autobiographischen Bilanzen unseres Preisträgers besonders lieb geworden. Denn wer etwas über das oft zitierte „richtige Leben im falschen System" erfahren will, wird hier fündig. Natürlich bemüht man sich als Wissenschaftler auch darum, die Komplexität des Lebens in der Diktatur zwischen aufrechtem Gang und erzwungenem Kompromiss zu erfassen und diese widersprüchliche Mischung aus vielen Quellen zu rekonstruieren und mit ebenso vielen Fußnoten zu belegen, aber es bleibt ein verzweiflungsvoll schwieriges Unternehmen, weil vergangene Wirklichkeiten so komplex sind. Die beiden Bücher von Günter de Bruyn „Zwischenbilanz" und „Vierzig Jahre" bieten

hier einen hervorragenden Zugang und können ein wenig wie der Faden der Ariadne im Labyrinth widersprüchlicher Erfahrungen und verwirrender Befunde dienen.

Lassen Sie mich aber zunächst einen anderen, wenn Sie so wollen, eher lokal- oder regionalpatriotischen Einstieg wählen, der auch viel über den Autor aus und in der Mark Brandenburg aussagt. Da ich schon früher eine Schwäche für Fontane hatte, ist mir zu Zeiten, als die Mauer noch stand und kein politisch klar denkender Mensch an eine Wiedervereinigung dachte, bei Fahrten nach Berlin oft in den Sinn gekommen, wie schön es sein müsste, auf den Spuren Fontanes per Fahrrad oder per pedes apostolorum einige seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (die dieser ja fast immer per Kutsche oder Eisenbahn machte) nachzuvollziehen. Dass ich eines Tages in der Lage wäre, solches tatsächlich zu realisieren, habe ich stets für eine schöne Utopie gehalten. Seit 18 Jahren ist sie nun Wirklichkeit geworden. Aber sie hat zugleich durch de Bruyn eine neue Dimension erhalten. Denn wenn es jemanden gibt, der in die Fußstapfen Fontanes getreten ist und kongenial dessen Wanderungen literarisch fortgesetzt hat, dann ist es de Bruyn. Ich kann Ihnen nicht plausibel erklären, warum ich als geborener Ostwestfale eine sentimentale Anhänglichkeit an diese mir früher wenig bekannte Region entwickelt habe. Aber eine Erklärung könnten einige von de Bruyns Bücher und Aufsätze sein. Die faszinierende Mischung aus genau beobachteter Beschreibung der meist kargen Landschaft mit ihren melancholischen Reizen und profunder historischer Kenntnis ihrer Geschichte verschafft dem Leser immer wieder besondere Vergnügen. „Mein Brandenburg“, ein schmaler, aber gehaltvoller Band, 1993 erstmals vom Fischer-Verlag mit wunderbaren Fotos von Barbara Klemm herausgebracht, bringt diese spezifische Mischung aus Landschaft und Geschichte besonders schön zur Geltung. Jedem, der sich per Fahrrad oder wie auch immer zu einem Streifzug aufmacht, kann man dieses Buch zur vorbereitenden oder begleitenden Lektüre nur empfehlen.

Die Grenzen der Mark Brandenburg waren politisch bestimmte Grenzen, sie wurden immer wieder durch Kauf und Erbschaft, nicht zuletzt durch Kriege beeinflusst. Die Mark war und ist kein einheitliches Gebilde, die Dialektgrenzen zum Schlesischen, Sächsischen, Mecklenburgischen und Pommerschen waren fließend. Die staatlichen Meliorationsmaßnahmen der letzten dreihundert Jahre haben viele Sumpfflächen in fruchtbare Felder und Weiden verwandelt. Überall stößt man heutzutage auf Fontanes Spuren, auf Fontanedenkmäler, Fontaneparks und natürlich Fontanezitate. Der literarische Säulenheilige der Mark Brandenburg hatte zwar durchaus ein ausgeprägtes Gespür für die Schönheiten der Landschaft, aber primär galt sein Interesse, wie de Bruyn zutreffend konstatiert, den Personen und Geschichten, die mit den beschriebenen Orten verbunden waren, allen voran dem Adel. Aber nicht nur die „Wanderungen“ Fontanes leben davon, sondern auch seine großen Romane. So wurde die noch Anfang des 19. Jahrhunderts als öde geltende und wegen seiner für die Kutschen qualvollen Sandwege als „Streusandbüchse des Reiches“ apostrophierte Mark auch zu einer literarischen Landschaft. Dazu gehören auch, um nur zwei Beispiele zu nennen, ironisch porträtierte Dörfer wie das in der Spreeniederung gelegene Dorf Kossenblatt und der oft verspottete und als Literat wohl zu Recht vergessene dörfliche Poet und Pastor Friedrich Wilhelm August Schmidt von Werneuchen. Beiden hat de Bruyn ein liebevoll-ironisch verfremdetes literarisches Denkmal gesetzt.

Einiges von den hier nur skizzenhaft eingestreuten Porträts ist in das vor zwei Jahren erschienene und von der Kritik zu Recht viel gerühmte Buch „Als Poesie gut. Schicksale aus Berlins Kunstepoche 1786 bis 1807“ eingegangen. Der Titel spielt auf Friedrich Wilhelm III an, den Gemahl der wegen ihrer Volksnähe und Schönheit legendären Königin Luise. Der König hielt wenig von den schönen Künsten und versah eine militärische Denkschrift

Gneisenaus von 1811 mit dieser Marginalie versah. De Bruyns kulturgeschichtliche Charakterisierung Berlins, lange bevor es Hauptstadt des Reiches wurde, bietet uns ein mit großer Liebe zum Detail geschriebenes Panorama interessanter Porträts und künstlerischer Salons der Jahre um 1800. An einem Fortsetzungsband arbeitet er zur Zeit intensiv, wie er uns beim Besuch in der abgelegenen Idylle seines Wohnorts verraten hat.

Der Preis, den wir heute vergeben, ist auch ein politischer Preis. Deshalb möchte ich mich etwas eingehender mit den Werken de Bruyns befassen, die auf indirekte oder direkte Weise aus der Zeit vor und nach 1989 in weiterem oder engeren Sinne als politisch zu verstehen sind und vom Autor wohl auch so gedacht sind. Das geht ebenfalls nur in eng begrenzter Auswahl. Ich übergehe aus Zeitgründen einige der frühen Arbeiten. Den ersten größeren Roman „Der Hohlweg“, der von manchen Kritikern sehr positiv beurteilt wurde, und ihm u.a. den Heinrich-Mann-Preis einbrachte, hat der Autor aus der Rückschau lakonisch als „Holzweg“ etikettiert.

Mit „Buridans Esel“ (zuerst 1968 in Halle/S. erschienen, mit zahlreichen autobiographischen Anspielungen) wurde de Bruyn, wenn ich es recht sehe, auch einem breiteren Leserkreis im Westen bekannt. Ein besonders gelungenes Beispiel für die Verbindung von Biographischem und Zeitgemälde ist das 1975 erschienene Buch über das Leben des Jean Paul Friedrich Richter, genannt Jean Paul. Er war wohl der erste freie, d.h. finanziell unabhängige Schriftsteller, dessen Ruhm seinerzeit sogar zeitweilig die Klassiker Goethe und Schiller überstrahlte. Mit scheint, dass die Wahl dieses Themas auch viel mit den Vorlieben de Bruyns für das scheinbar Unspektakuläre und auch Skurrile zu tun hat. Das Leben dieses vielseitigen, aus kleinen Verhältnissen stammenden, mit viel Sinn für das Ausgefallene begabten Schriftstellers Jean Paul, gibt viele Einblicke in das Alltagsleben der „kleinen Leute“. Ich kenne mich zwar auf dem literarischen Gelände dieser Zeit wenig aus. Aber diese ebenso gründlich recherchierte wie amüsant und liebevoll geschrieben Biographie dürfte abgesehen von ihrer stilistischen Qualität immer noch zu den grundlegenden Beiträgen über diesen heute nur noch wenig gelesenen Schriftsteller gehören.

Auch mit den „Märkischen Forschungen“, 1979 in Halle und zwei Jahre später im westdeutschen Fischer-Verlag erschienen waren, fand de Bruyn im Westen viel Aufmerksamkeit. Zu diesem Buch habe ich eine besondere Beziehung, weil ich 1986 an der Uni Bielefeld im Rahmen eines Sonderforschungsbereich zur Sozialgeschichte des Bürgertums ein Teilprojekt begonnen habe, das anfänglich eher skeptisches Lächeln bei einigen Kollegen hervorrief, weil daran niemand so recht glauben mochte: Mein Projekt sollte den Relikten des Bildungsbürgertums in der DDR auf die Spur kommen. Das waren in erster Linie Pfarrer und Pfarrhäuser, aber auch Ärzte und Professoren. Auf letztere Berufsgruppe bezogen habe ich damals mit Spannung und Vergnügen die „Märkischen Forschungen“ gelesen.

Es ist eine Milieuschilderung besonderer Art. Eine der beiden Hauptfiguren dieser ironisch mit dem Untertitel „Erzählung für die Freunde der Literaturgeschichte“ gekennzeichneten Arbeit ist der Berliner Großordinarius und Germanist Winfried Menzel, dessen Wege sich auf seltsame Weise mit denen des Dorfschulmeisters und Hobbyforschers Ernst Pötsch kreuzen. Beide forschen über einen vergessenen fortschrittlichen Literaten Max von Schwedenow, der als angeblicher „märkischer Jakobiner“ in den Schatz verschütteter, revolutionärer Traditionen eingeordnet werden soll. Das geht jedoch nicht ohne Schwierigkeiten mit den Quellen und ihrer Interpretation ab. Die Erzählung ist eine bitterböse Satire mit durchaus gesamtdeutschen Querverbindungen auf den elaborierten Wissenschaftsbetrieb und einen seiner Prototypen. Schon die Eingangsszene der Erzählung reizt die Lachmuskeln: Prof.

Menzel ist mit dem Auto unterwegs und bleibt auf einem vom Regen aufgeweichten, wenig befahrenen Feldweg kläglich im Morast stecken, wobei er sich die spitzen Kommentare seiner Gattin, einer Kinderärztin, über sein fahrtechnisches Können anhören muss. Der erlösende Zufall ist Dorfschulmeister Pötsch, der ihnen radelnd begegnet und aus der nahe gelegenen LPG einen Traktoristen mobilisiert, der das stecken gebliebene Professorenauto wieder auf festen Grund schleppt. Aus diesem zufälligen Zusammentreffen entwickelt sich die mit liebevoller Ironie geschilderte Konkurrenz zwischen beiden Schwedenow-Forschern. Das großbürgerliche Ambiente des Berliner Professors und die hartnäckige Kleinarbeit des Forschers vom Dorf, der nachweisen will und auch fast kann, dass es mit den jakobinischen Ambitionen ihres gemeinsamen Helden nicht weit her war, sondern dieser sich vermutlich vor allem als Agent der preußischen Zensur betätigte, für diese Ergebnisse aber weder im Osten im Westen Publikationschancen findet - dies ist die Folie, auf der diese Erzählung mit einem offenen Schluss entfaltet wird.

Dass die Resonanz beim „Klassenfeind“ häufig die Position eines DDR-Autors stärkte, gehört zu den charakteristischen Merkmalen der deutschen Teilung. Einen Namen zu haben, bedeutete einen gewissen Schutz. Die Zensur war dennoch wachsam. Mit ihr geriet jeder kritische DDR-Autor irgendwann in Konflikt. Das hat bei dem 1984 veröffentlichten Roman „Neue Herrlichkeit“ eine zeitgeschichtlich besondere Note bekommen. Mittlerweile lassen sich aus den Zensurakten die abstrusen Probleme mit den Parteioberen genauer rekonstruieren. In diesem Roman erzählt de Bruyn die Geschichte eines wenig begabten Sohns eines hohen Funktionärs. Er soll zwecks Erleichterung des weiteren Aufstiegs promovieren und wird, um die nötige Ruhe für die Fertigstellung zu garantieren, in das Ferienheim für Prominente mit dem sinnigen Namen „Neue Herrlichkeit“ delegiert. Schnee und Glatteis verhindern zwar Ausbrüche aus der Idylle, aber der Held, Viktor König, interessiert sich mehr für das Zimmermädchen als für sein Dissertationsprojekt, das dann auch nicht vorankommt. Beschrieben werden in diesem Roman auch das soziale Gefälle in der DDR, die Nachteile von Westverwandtschaft (die Mutter des Zimmermädchens lebt in der BRD) und wie Alte in trostlose Pflegeheime abgeschoben wurden. Der Mitteldeutsche Verlag in Halle hatte das Manuskript im Sommer 1983 angenommen. Da sich das Erscheinen wegen Papierengpässen verzögerte, erschien 1984 die westdeutsche Ausgabe im S. Fischer-Verlag zuerst. Höhere Parteiinstanzen waren nun aber plötzlich alarmiert von der positiven westdeutschen Rezeption des Buches, die den Wagemut des Autors lobte. Nach allerlei internen Querelen wurde die Druckgenehmigung widerrufen, die gesamt Auflage von 20 000 Exemplaren eingestampft. Die Begründung der Zensur lautete: „ungenügende politisch-ideologische Qualität des Romans, der über weite Strecken ein einseitiges Bild unserer Wirklichkeit vermittelt und subjektivistisch zugespitzte Wertungen enthält, die die entwickelte sozialistische Gesellschaft in einem pessimistischen Lichte erscheinen lassen.“ Nach diversen Interventionen, als deren Protagonist sich – so hat uns de Bruyn erzählt – der ehemalige stellvertretende Kulturminister Klaus Höpke gern präsentiert, wurde aber dieser Vorgang, der für die auf internationale Reputation bedachte DDR reichlich peinlich war, wieder aus der Welt geschafft, indem der Verlag eine neue Druckgenehmigung beantragen durfte und die unveränderte Ausgabe nun 1985 in einer Auflage von 15 000 erschien. Auch solche Kuriosa gehörten zur Geschichte der DDR in ihrer Spätphase!

Wenn schon in den Romanen und Erzählungen vor 1989 immer wieder Bezüge zur gemeinsamen Nation und zur Teilung sichtbar werden, so markiert de Bruyn in den aus der Umbruchzeit stammenden gesammelten Essays „Jubelschreie, Trauergesänge“ nachdrücklich sein großes Thema, das sich auch als roter Faden durch seine beiden Erinnerungsbücher „Zwischenbilanz“ und „Vierzig Jahre“ zieht: die „Deutschen Befindlichkeiten“, geschrieben im Herbst 1990. Es ist eine im Ton gemäßigte, aber doch deutliche Abrechnung mit dem,

nachträglich gesehen, gequälten Umgang der Deutschen mit ihrer nationalen Geschichte – also ein Thema, das auch den Vormärzdichter Hoffmann - von- Fallersleben umtrieb. In der DDR mussten Lehrer und Professoren, Schriftsteller und Journalisten 30 Jahre lang die Endgültigkeit der deutschen Teilung beschwören. Aber auch in der Bundesrepublik hielt man die Teilung für endgültig – ich schließe mich hier durchaus ein. Beliebt war dabei die Behauptung, vor Bismarck sei die Nation eigentlich nicht mehr als ein Mythos oder eine Chimäre gewesen. Aber, so de Bruyn, die Kulturnation blieb trotz der Mauer in den Jahrzehnten der staatlichen Trennung erhalten und die nationale Prägung war stärker, als Pessimisten und Ideologen glaubten. Das haben die meisten von uns nach 1990 wieder neu lernen und so alte Positionen revidieren müssen.

Zwei Themen möchte ich aus dem reichen Angebot hier besonders hervorheben. Das eine sind die unscharfen Konturen des Lebens und des neuerdings wieder so heftig diskutierten „Alltags“ in der Diktatur. Das andere: die wechselseitigen Klischees zwischen Ost und West. „Mehr als kommunistische Gläubigkeit wurde Untertänigkeit verlangt“, so charakterisiert de Bruyn treffend die letzten Jahre der DDR. „Wer ohne zu kritisieren oder aufzubegehren alle Demütigungen des Alltags und des politischen Lebens (z.B. bei den so genannten Wahlen) ertragen konnte, hatte ein ruhiges, fast behagliches Leben, das zwar bescheiden und initiativlos, aber in sozialer Hinsicht ohne Existenzängste war….Wer nicht aus der Reihe tanzte, dem hatte die oberste Planungsbehörde die Lebenswege schon vorgeschrieben und auch geebnet; es war am bequemsten und sichersten, sie auch zu gehen.“

Bissig-amüsant aufgespießt wird aber auch, wie 1990 die wechselseitige Wahrnehmung in klischeehafter Form, aber eben nicht nur, aussah: „Das DDR-Klischee vom Westbürger trägt einen Anzug mit Schlips und Kragen, redet laut und sehr ungezwungen, findet, wenn er sich im östlichen Deutschland umsieht, alles nur grau und von vorgestern, oder er nennt, was nicht besser ist, die Farblosigkeit und Zurückgebliebenheit wunderbar ursprünglich, und spricht, wenn er nicht von Italien- und Spanienreisen erzählt, von Leistung und Geld. Ob er Ratschläge gibt, wie man aus dem Elend herauskommen könnte, ob er ausruft: Kinder, seid doch nicht so bescheiden, ihr habt doch auch etwas vorzuweisen! - immer kehrt er für seinen Gesprächspartner, ob er will oder nicht, den Überlegenen heraus.“

Hält man sich diese mentale Zustandsbeschreibung von 1990 vor Augen, wird einem bewusst, wie viel sich seitdem verändert hat, aber auch, dass die aus der Teilung resultierenden Irritationen noch keineswegs zu Ende sind. Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang noch einen zweiten Essay aus diesen Monaten anführen. De Bruyn hat mit Einfühlung und guten Argumenten in den damals heftigen Streit um Christa Wolf als angebliche „Staatsdichterin“ eingegriffen und die Schwierigkeiten, Chancen, Privilegien und Neuorientierungsprobleme von Schriftstellern in und aus der DDR kritisch abzuwägen versucht. Der Essay endet mit einem Satz, der im besten Sinne eine klare politische Position mit dem Bemühen um Verstehen verbindet: „So kann man zum Beispiel, wie der hier Schreibende, unfähig sein zu begreifen, dass das Ende eines verhassten Staates, der einen bedrückte, würdelos machte, zu feigem Schweigen verdammte, eine dem Heimatverlust vergleichbare Trauer erzeugen könne, und trotzdem glauben, dass dieser Schmerz, sollte er echt sein, einen Dichter zu etwas Bleibendem anstiften kann.“

De Bruyn gehört zu der Generation, deren Jugend brutal durch Krieg und Kriegserlebnisse bestimmt und, wenn man so will, auch beendet wurde. Viele Passagen aus der „Zwischenbilanz“, die „eine Jugend in Berlin“ zum Thema hat, verbinden auf eindrucksvolle Weise dreierlei: Angst als Erfahrung, vor allem die Angst der abrupten Trennung von

zuhause; ferner die prägende Nachwirkung von Kriegs- und Fronterfahrung als Flakhelfer, Arbeitsdienstler, (gescheiterter) Panzerfahrer, als „Frontschwein“ und Offiziersanwärter; schließlich: Verwundung, das Chaos des Kriegsendes 1945 mit vielen Überraschungen aus der Region in Böhmen, wo sich amerikanische und russische Truppen trafen oder auch nicht, wo Gerüchte die wichtigste Nachrichtenquelle wurden, wo unwahrscheinlichste Zufälle das Leben retteten und schließlich die Heimkehr nach Berlin gelang..

Obwohl das Thema Kriegsende und Zusammenbruchschaos oft beschrieben worden sind, habe ich selten eine so bunte, vielgestaltige, deprimierende und zugleich bisweilen auch komische Schilderung dieser Wochen und Monate gelesen. Es ist mir unmöglich, das Wesentliche daraus knapp wiederzugeben. Aber als ein nachhaltiger Eindruck dürfte wohl auch für andere Leser bleiben, was de Bruyn als bitteres persönliches Fazit dieser Jahre zieht: „Zum Reifeprozess junger Menschen gehört das Erkunden fremder Sozialbereiche; das aber war uns Frühkasernierten verwehrt. Wir kannten nur Familie und Militär, Unterordnung und Abhängigkeiten; wir lernten weder, uns anderswo frei zu bewegen, noch uns zu entscheiden, blieben auch in dieser Hinsicht bis Kriegsende Kinder, wenn auch Entbehrungen und Gefahren uns frühreif machten und unsere Sprache und unser Gehabe das von erprobten Soldaten war. Wir blieben unerfahren im Umgang mit Frauen, lernten aber bis zum Überdruss Männer kennen; zwangsweise absolvierten wir Kurse in praktischer Männerpsychologie.“ 146

Ein Vorgesetzter beschimpfte ihn, er könne „eine MPi nicht von einer Klobürste unterscheiden“. „Ich fand das nicht ehrenrührig“, notiert de Bruyn dazu und fährt fort, „und als mir ein Leutnant, der eine militärpsychologische Ausbildung genossen hatte, erklärte, ich verkörpere den Typ des willensschwachen, geistig beweglichen, aber motorisch trägen, individualistischen Intellektuellen, wusste ich zwar, dass ich diese Rangerhöhung der Primitivität meiner Umgebung verdankt, war aber gleichwohl darauf stolz.“ In einem Aufsatz zu Thomas Manns Toni Kröger gibt es eine Passage, die solche Einsamkeit produzierenden Erfahrungen ähnlich als „die seelische Krankheit unserer Jugend“ charakterisiert.

Recht hatte der militärpsychologisch gebildete Leutnant jedoch ohne Zweifel mit seinem Urteil über den geistig beweglichen Intellektuellen. Das wird für die „vierzig Jahre“ in der DDR höchst eindrucksvoll deutlich, und zwar gerade deshalb, weil sich de Bruyn hier nicht nachträglich zum Helden stilisiert, sondern die unglaublich trivialen Kämpfe, die kleinen Siege und Niederlagen glaubhaft erzählt, dabei aber genau das erkennen lässt, was in einer Diktatur so schwer zu leben und zu praktizieren ist: aufrechter Gang.

Die „Zwischenbilanz“ beginnt mit dem Satz, sie sei „ein Training im Ich-Sagen, im Auskunftgeben ohne Verhüllung durch Fiktion.“ Das ist eine entscheidende Voraussetzung für biographisches Erzählen. Später werden hier zwei Bücher besonders hervorgehoben, die Günter de Bruyn 1946 von den Resten des Stipendiums für einen Neulehrerkurs in Potsdam kaufte: Fontantes „Wanderungen“ und Thomas Manns „Tonio Kröger“. Von diesem schreibt er, er habe ihn gelesen „als sei er speziell zu dem Zwecke geschrieben, mir über mein wahres Selbst Aufklärung zu geben“. 324 Damit wird ein wichtiges Antriebsmoment genannt: die mit dem Erinnerungsprozess verbundene Anstrengung und Schonungslosigkeit. „Es ist der Versuch“, so charakterisiert er seinen Rückblick, „mich über mich selbst aufzuklären, Grundlinien meines Lebens zu finden, mir auf die Frage zu antworten, wer ich eigentlich bin.“ Ich glaube, dass diese Subjektivität, die immer wieder Zweifel gegenüber der unvermeidlichen Tendenz zur Glättung der Erinnerung artikuliert, die besondere Faszination ausmacht.

Diese beiden eindrucksvollen und glänzend geschriebenen autobiographischen Bücher sind aber viel mehr als eine Autobiographie. Sie erlauben wichtige Einblicke in das Ende der NS-Diktatur, in die chaotische, von Verzweiflung und Hoffnung getragene Übergangszeit und in die verschiedenen Phasen der DDR mit sehr unterschiedlichen Formen von Zwang und Repression, in Begegnungen mit großen und kleinen Künstlern, Politikern und Funktionären verschiedenster Sorte, in die Spielräume und Kompromisse, die unvermeidlich waren, in die Verführungen, aber auch Möglichkeiten zum Nein-Sagen, und zwar nicht nur von Schriftstellern, die einen Namen hatten.

„Mein Fehler war", schreibt de Bruyn mit viel Selbstironie im Kapitel „Karriere", „dass ich zu vieles, auch einander Ausschliessendes, wollte: eine vielköpfige Familie wie die, in der ich meine Kindheit verbracht hatte; ein immerwährendes Liebesleben mit einer idealen Frau, die mir auch Freunde und die ganze übrige Welt ersetzte; ein vagabundierendes und auch mönchisches Gelehrten- oder Literatenleben in Dachkammern und Lesesälen; oder einen Rückzug aufs Land. Ich wollte gebunden sein und mich in Freiheit bewegen können, wollte alles wissen und mich auf ein Spezialgebiet konzentrieren können." Ich wage nicht annähernd zu beurteilen, was von diesem exzeptionellen Wunschzettel auf der Strecke blieb oder eingetroffen ist. Unzweifelhaft gelungen ist allemal der Rückzug aufs Land. Dort haben wir den Preisträger Ende Mai besucht. Als wir dort in seinem tief im Wald versteckten Haus in einem kleinen Dorf in der Nähe von Beeskow ankamen, war gerade ein neuer Brunnen gebohrt worden, da der alte nicht mehr wollte, wie er sollte. Das Leben in dieser rauhen Idylle erlaubt, Bindung und Freiheit auf eigenwillige Art zu realisieren.

In den Erinnerungen „40 Jahre" taucht vieles auf, was den zeithistorisch interessierten Leser fesselt: Eindrücke vom Aufstand am 17. Juni 1953 aus der Perspektive einer Konferenz der Chefs der Bezirksbibliothekare und der Strassen in Berlin; Verlagsgespräche im Mitteldeutschen Verlag, noch zu einer Zeit Ende der 50er Jahre, als „fleißige Leser von Parteitagsprotokollen sich als literarische Fachleute fühlten, weil sie wussten, dass gute Literatur volkstümlich, parteilich, typisch und vorwärtsweisend zu sein hatte." Eine wichtige Rolle spielen aber auch die Schilderungen gesamtdeutscher Begegnungen. Auf die Frage eines westdeutschen Kollegen „Warum bleibst Du nicht hier?" gibt de Bruyn eine charakteristische Antwort, die zugleich seine Skepsis gegenüber der Zuverlässigkeit des Gedächtnisses einschließt: „Wahrscheinlich werde ich geantwortet haben: Ich täte es sicher, wenn unsere Mutter nicht wäre, die ihre Laube im Märkischen nicht aufgeben will. Ich kann sie dort nicht allein lassen, und ausserdem hat sie uns alle…dazu erzogen, dass man dort, wo man hingestellt wurde, ausharren muss."

Mit dem Mauerbau, einem der tiefsten Einschnitte der DDR-Geschichte, hat er sich nie abgefunden. „Um sie (die Mauer) als normal empfinden zu können, war ich zu sehr mit dem ganzen Berlin und dem ganzen Deutschland verbunden; um sie als Notwendigkeit begreifen zu können, hatte ich für die Belange ihrer Erbauer zu wenig Verständnis; und die von manchen gehegte Hoffnung, dass sich in ihrem Schutz im Innern grössere Liberalität ausbreiten könnte, teilte ich nie." Dennoch gab es auch bei ihm einen Gewöhnungsprozess, das Leben auf die neuen Bedingungen einzustellen „und nicht ständig über die Freiheitsbeschneidung erbost zu sein."

Das Buch endet mit einem Satz, mit dem ich schliessen möchte und der auf eine für mich glaubwürdige Art und Weise die Ambivalenzen, inneren und äußeren Spannungen und die emotionalen Bindungen zusammenfasst, die das Leben und das dichterische und publizistische Werk de Bruyns insgesamt charakterisieren und schließlich das erfreuliche Ende eines unspektakulären Versuchs, eine Leben ohne Verbiegungen und ohne Heldentaten

zu realisieren, markiert: „Vierzig Jahre lang hatte ich den anderen Teil Deutschlands, mit dem ich kritisch immer mitgelebt habe, als den freieren empfunden, war aber, hauptsächlich aus Gründen der Bodenhaftung, nicht in ihn übergewechselt und schließlich, ohne die Gegend, die es mir angetan hatte, aufgeben zu müssen, doch in ihm angelangt.“

Lieber Herr de Bruyn, ich gratuliere Ihnen zu diesem Preis und hoffe, dass er ein wenig dazu beitragen kann, um das eingangs erwähnte, immer noch aktuelle notwendige Gespräch zwischen Ost und West mit leisen, aber wirkungsvollen Tönen fortzusetzen.